

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Mit einem zufriedenen Schmunzeln sah der Pfarrer sich um: Da waren die vier kahlen, grauen Wände, die, von Alter rissig geworden, längst der Lünche nötig hatten — da waren der hölzerne Schemel, der hölzerne Tisch und der alte zerfressene Lehnstuhl — da war das graue Maar draußen mit dem Kranz seiner nackten Höhen, aber die liebe Gottessonne glitt jetzt recht freundlich über alles hin. Gelobt sei der da oben, der vom Himmel herab die Welt so weise regiert, der auf den Frost Thauwind kommen läßt, und auf den Schnee Sonne! Jetzt hub die gute Zeit an, nein, sie war schon angebrochen!

Nachdem so lange alles, was Gräten und Flossen hat, sich im Grund verborgen, war ihm heute der erste Fisch bescheert, ein Weißfisch zwar nur, aber ein großer. Wie David den Goliath mit der Schleuder, hatte er den erlegt mit einem Steinwurf, gerade als er nach einer frühen Mücke schnappte, die im Sonnengesimmer des April über'm Wasser tanzte. Herausgeholt hatte er den Erbslagenen und im Schmutztuch heimgetragen, zum Engelsche.

Nun briet die in der Küche das leckere Gericht. Ha, wie das gut roch! Pfarrer Cremers freundliches Gesicht, das immer rot glänzte — nicht vom Wohlleben, nur von Wind und Wetter strahlte.

„Engelsche, Engelsche!“ rief er nun schon zum so und so vielsten Male. „Is eweil den Fisch noch net fertig?“

Die Jungfrau Engelsche trat herein. Jung war sie nicht mehr, auch nicht schön; ihren alten Kopf deckte ein Scheitel von kastanienbrauner, grobfädiger Seide.

„Dat dauert ja so lang!“

„Nur Geduld,“ sprach Engelsche vorwurfsvoll und verschwand wieder.

Cremer nahm wieder seine Arbeit auf. Die harten Weiden verletzten ihm die Hände, aber er lächelte: Ei, das Engelsche war klug, das wußte, wie man's macht, die Vorsfreunde zu verlängern! Der hungrige Magen knurrte ihm zwar, aber nur getrost, bald würde sie den Fisch hereintragen und ihn auf den Tisch stellen und der kräftigste Duft würde aufsteigen, wie ein süßer Rauch zu Gottes Thron, zu dem Geber aller guten und vollkommenen Gabe.

Er schlug das Kreuz und faltete die Hände — er konnte ja schon vorerst mal beten —:

„Komm, Herr Jesu
Sei unser Gast
Und segne —“

Weiter kam er nicht. Draußen vor dem Fenster, das sich niedrig, nur wenig Fuß über'm Erdboden, erhob, tönte ein klägliches Weinen. Unruhig horchte er: Ach ja, da waren schon wieder die armeligen Kinder der armeligen Nelles Leis, deren Mann er leghin begraben! Hatten die denn so gute Nasen, daß sie gerade kommen mußten, nun er zu Mittag essen wollte? Er pochte ans Fensterchen und drohte ihnen mit dem Finger; als sie aber nicht weggingen, öffnete er und lehnte sich hinaus. Bleich und hungrig standen sie draußen.

„Höh, Ihr, wat wollt Ihr dann eweil hei, geht nach Haus bei die Mamma!“

Gerade jetzt kam Engelsche mit dem Fisch. — wie fatal! Er konnte doch nicht hier innen sitzen und essen, wenn die da draußen nichts zu essen hatten! Die matten Augen der fünf Kleinen starrten gierig durchs Fenster auf den Tisch. Der Duft des Fischs stieg lodend auf. Der Maarfeldener Noldes schnüffelste und schalt dabei:

„Eso geht doch, Ihr Kinder! Macht, dat Ihr wegkommt!“

Der Hunger zwidte ihn im Magen, die Hand zuckte ihm schon, nach der Schüssel zu greifen — wie appetitlich das Fischelchen roch! Das Wasser lief ihm im Mund zusammen — aber allein essen?! Nein! Nun vielleicht that der Herr Jesus auch heuer ein Wunder, wie zur Zeit der Speisung der fünf-tausend Mann!

Engelsche starrte mit offenem Munde, schon hatte ihr Herr Pastor die Schüssel aufs Fensterbrett gestellt; mit dem Messer,

mit dem er die Weiden geschält, teilte er redlich: fünf Teile gab's, mehr nicht.

Was?! Was?! Engelsches Augen wurden immer starrer — da hatte der Herr wahrhaftig jedem der fünf Kinder ein Teil ins ausgestreckte Händchen gelegt! Nur der Kopf blieb übrig und den kriegte die Kat. Aller Respekt verging ihr, sie wollte zetern und schelten, aber —

„Grumbieren“) schmecken ja auch sehr lecker,“ sagte der geistliche Herr mit einem leisen Seufzer und schloß das Fenster, „und Deine besonders, Engelsche.“ — —

Es war um die Stunde, da die Dämmerung im Maarfeldener Kessel alle Farben verwischt, als jemand den Klingelzug an der Pfarrei rührte. Er war verrostet und quietschte erbärmlich, ehe er sich entschloß, einen heiseren Laut von sich zu geben.

Engelsche öffnete mit verweinten Augen, sie trug Trauer um den Fisch, den ihr Herr nicht gegessen; schlechter Laune war sie, aber ihr Gesicht hellte sich auf, als sie die Frau aus der Mühle erkannte, die schüchtern nach dem Herrn Pastor Noldes fragte.

„Gän es da binnen, da, geht nur herein in die Stub,“ sagte Engelsche beflissen und lächelte so süß sie nur konnte — das war ja dem reichen Müllerhannes seine! Ach, wenn der doch dem Herrn einen andren Fisch schenken wollte! Der konnte es!

Unter vielen Komplimenten und „Angtrees“ und „Exkursörts“ stieß sie die Stubenthür auf.

Der Pfarrer war wieder beim Flechten. Verlegen warf er die Weiden unter den Tisch — auf des Müllers Uferland hatte er die geschnitten, und da stand des Müllers Frau! Aber die achtete auf gar nichts, die war auch verlegen. Ihre sammtigen Augen blickten noch tiefer nach innen, als sonst, und ihre Lippen waren zusammengekniffen, wie bei einem, der weinen möchte, doch an sich hält.

Der Pfarrherr dienerete vor des Müllerhannes Frau, voller Höflichkeit nötigte er sie zum Sitzen und fragte nach dem Begehr.

Unruhig rückte die junge Frau auf dem Bretterstuhl und starrte hilflos durchs Fenster hinauf zum lichtlosen Himmel, aber Worte fand sie auch da nicht; immer wieder verschlang sie die Hände im Schoß und that sie voneinander und zermant ihre Finger.

Was wollte sie nur? Auch Herr Noldes fand keine Worte, bis er zuletzt sprach:

„Schönes Wetter heut! Das Hochdeutsch ging ihm schlecht über die Lippen, da stockte er leicht, so wie in der Predigt.

Die Frau nickte nur und ließ dann den Kopf auf die Brust sinken. So blieben sie wieder ein Weilchen stumm, bis der Geistliche sich endlich doch ein Herz faßte — sah die nicht aus, wie eine geknickte Weide? —, ihr seine Rechte auf die Schulter legte und mit der Linken ihr gebeugtes Haupt aufrichtete:

„No, wat demu?“

Da fing sie bitterlich an zu weinen; als hätten die Thränen nur auf diese Frage gewartet, so strömten sie jetzt hervor.

Was war denn geschehen, war ein Unglück passiert?

Ach nein! Aber wohin sollte sie denn klagen gehen; ihr Vater war weit, die Franz noch zu dumm, die Alten im Dorf gar zu parteiisch und die Heiligen stumm! Es that ihr so wohl vor jemand zu weinen; sie weinte sich recht satt.

Ei, was denn, was denn?! Der geistliche Herr schüttelte den Kopf, rieb sich die Nase und machte:

„Gut, hm!“ Er konnte es gar nicht fassen, war's möglich, die hier hatte zu weinen?! Des reichen Müllerhannes Frau weinte mehr als die armelige Wittib, die Nellen Leis?! Unwillkürlich faßte er unter den Tisch und zog wieder seine Weidenruten hervor; so beim Flechten kamen ihm immer die allerbesten Gedanken, also daß er auch jetzt sprach:

„Eweil — sagt mir ehs, warum weint Ihr denn eso, liebe Frau?“

Da begann sie zu erzählen: Der Hannes kam immer später nach Haus — den ganzen Winter schon war's jedesmal

*) Kartoffeln.

Mitternacht, jetzt aber, seit der Schnee schmolz, kehrte er erst zurück beim Morgengrauen. Und dann lag er bis gegen Mittag im Bett, und die Mühle feierte. Aber das würde sie ja noch alles nicht so grämen, das konnte ja auch wieder besser werden, wenn — wenn — nein, böß war ihr Hannes nicht, das sollte der Herr Pfarrer nur nicht etwa glauben, nein, gewiß nicht!

Lebhaft stimmte der geistliche Herr zu: Sicher, der war gut, sehr gut, so einen Guten gab's gar nicht mehr, des hatte er Beweise. Hatte der nicht der Nelles Leis drei Thaler zum Sarg des Mannes geschenkt, Bettler gespeist und so oft was in die Kollekte gegeben? Hatte er nicht Holz vor die Pfarrei gefahren und gar Thaler regnen lassen zu Wanderscheid?!

Die Frau weinte nur noch stärker. O Jesus, wie der mit dem Geld um sich schmiß, als wär's Häckelspreu! Lichtmeß hatte er nicht pünktlich die Löhne zahlen können — die Knechte mußten erst darum murren. Der Wind hatte Schiefern vom Dach gerissen — nur mit Stroh war's ausgeflickt worden. Fenster waren kaputt — er hatte sie nicht neu glazen lassen. Im Kuhstall that eine neue Krippe not — mochte das Vieh von der Erde fressen! Und noch gar so viel andres war in Umstand, er dachte nicht daran — später, später! — Es wurde beiseite geschoben. Aber auf die Holzaufkionen fuhr er, und Stämme wurden auf den Hof geschleift in eisernen Ketten, so groß und schwer und teuer, und statt einer jungen Milchkuh, an Stelle der alten Pleß, wurde noch ein neues Kutschpferd eingestellt. Daß das bezahlt war, wußte sie nicht, sie durfte ihn nicht drum fragen. Denn wenn er jetzt heimkam, zur Stunde, wo anderwärts die Mühlenräder sich längst drehen, die Gänge aufgeschüttet sind und das Schellchen sich meldet, ward er unwillig, empfangt sie ihn nicht wie eine Braut und war sie vor Ärger und Sorge unlustig zu Zärtlichkeit.

Ach, — die schwächliche Frau rang die Hände im Schooß und sah mit einem Seufzer darauf nieder — ihr war wohl die Lust vergangen. Was hatte sie gethan, daß der liebe Gott sie so gestraft? Zweimal noch nach der Fränz hatte sie Mutter werden sollen, und zweimal hatte sie so leiden müssen und hatte dann doch kein Kleines in der Wiege gehabt. Und der Hannes wollte doch einen Sohn! Ach, wenn der Herr Pastor ihr doch nur sagen wollte, was sie Uebles gethan?!

„Sür, ja, — hm, ne — hm, hm!“ Herr Noldes stammelte verlegen, was wußte er von ehelichem Wunsch und ehelicher Not? „Seid Ihr dann schon wallfahren gewesen nach Kloster Buchholz, den Stationsweg erauf oder nach Trier zur hohen Mariensäul' auf dem Marcusberg?“

Freilich, das hatte sie ja schon längst alles gethan und gebetet und gebetet — ach Du lieber Gott — aber ihr hatte der Engel noch keinen Sohn verüudet! Und sie wußte doch, hätte der Hannes einen Sohn, da würd' alles besser. Sparen würd' er vielleicht auch für den. So schaffte er nichts; die Fränz war ihm wohl lieb, aber er achtete sie gering. Was sollte nur einmal werden? Die Sorge darum wurde sie nicht los, nicht bei Tag, nicht bei Nacht.

„O mir is et alleweil eso, als hing mir den Mühlstein justement überm Koppy. Als könnt' hän erunterstürzen jeden Romang. O, Zasmarijosel!“

Der geistliche Herr schüttelte den Kopf: Ei herrje, die arme Seele war ja ganz verwirrt! Den Mühlstein und den Sohn, den sie nicht hatte, das kaputte Dach, 's liebe Vieh und den Hannes, alles brachte sie durcheinander. Er rief sich das stopplige Kinn. Und dann, was hatte sie doch noch gesagt? Zu Lichtmeß hätte der die Löhne nicht zahlen können? Ei, das war doch nun purer Unsinn, der Müllerhannes sollte um Geld verlegen sein? Für den waren es doch nur ein paar Groschen, der war ja so reich! Unwillkürlich faßte er sich nach der eignen Stirn: Bei dem armen Weib war's da oben gar nicht richtig! Daß der Hannes ein Pfärslicher war und gern eins trank, das wollte er wohl glauben, aber war das denn so schlimm?!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tanzsitten in der guten, alten Zeit.

Das Mittelalter war ungemein tanzlustig. Man tanzte, wenn der Frühling einzog, auf dem Anger vor den Dörfern und Städten, tanzte im Sommer nach des Tages Arbeit um die Dorfunde und im Winter in den Tanzhäusern, Rathhäusern, Zunftstuben und sogar, bei Ermangelung anderer geeigneter Räume in den Kammern. War doch der Tanz in dieser Zeit, wo Theater und Konzerte fehlten, das einzige gesellige Vergnügen. Und man tanzte mit völliger Hingabe und uner müdlicher Ausdauer. So schildert Reidhardt v. Rauenthal, der Begründer der höfischen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert,

die Tanzanstrengungen eines jungen Bauernburschen, den er Böcklein nennt, folgendermaßen: „Der Spielmann richtet sich auf. Da nimmt Böcklein sich eine Jungfrau an die Hand. Zuheia, wie er springt! Herz, Milz, Lung' und Leber schwingt sich in ihm um, er fällt in den Anger, daß ihm Ohren, Nase und Maul überwallen, zu beiden Seiten sieht man sein Herz heftig klopfen, ihm hat gedünkt, als wären sieben Sonnen am Himmel und lief er um, wie ein gedrehter Topf, ihm schwindelte es um den Kopf und er meinte zu verfallen.“ Aber auch die höheren Stände legten sich keinen Zwang auf. Im 14. Jahrhundert tanzte der lustige Bischof von Naumburg, Johannes von Wittis, mit der Frau von Verbisdorf an einer und Sibille von Madela an der andern Hand so ausgelassen, daß er darüber zur Erde stürzte und den Geist aufgab.

Als ein besondrer Scherz galt es, sich mit seiner Tänzerin absichtlich zu Fall zu bringen oder auch die Mittänzer umzuwerfen. Der Italiener Aloisius von Orelli, der 1555 in Zürich weilte, berichtet darüber an seinen Bruder: „Die jungen, rüstigen Gesellen suchten eine Ehre darin, einer den andern im Springen zu überwerfen, wobei es dann nicht selten begegnete, daß die Tänzerin in ihres Mittänzers Fall verwickelt ward und durch ihre Lage Anlaß zu einem allgemeinen Gelächter gab. Das Umwerfen ward verboten, aber bei der Hitze des Tanzes vergaß man das Mandat. Wenn einer ungeworfen wurde, so wirkte das ansehnend und man suchte sich durch eine geschickte Behändigkeit zu rächen. Um diesen unartigen Manieren Einhalt zu thun, sandte die Obrigkeit besondere Censoren auf den Tanzsaal, das waren die Stadtdiener mit der Stadtsarb. Sie hatten den Auftrag, beim ersten, mit Absicht bewirkten Fall, das Aufspielen der Musik zu verbieten und so der ganzen Lustbarkeit ein Ende zu machen.“

Zur guten Sitte gehörte das Küssen der Tänzerin vor dem Tanze und teilweise auch während des Tanzes. Johann von Münster schildert in seinem „gottseligen Traktat vom ungottseligen Tanz 1594“ die Aufforderung zum Tanz mit folgenden Worten: „Die deutsche allgemeine Tanzform besteht hierinnen, daß der Tänzer auf das zierlichste, höflichste, prächtigste und hoffärtigste herfürtrete und aus allen allda gegenwärtigen Jungfrauen und Frauen eine Tänzerin, zu welcher er eine besondere Affektion trägt, sich erwähle, dieselbe mit Reuerenz als mit Abnehmern des Gutes, stüßen der Hände, Kniebeugen, freundlichen Worten und anderen Zeremonien bittet, daß sie mit ihm einen lustigen, fröhlichen und ehelichen Tanz halten wolle. Wenn aber die Person bewilligt hat, den Tanz mit dem Tänzer zu halten, treten sie beide herfür, geben einander die Hände und umfassen und küssen sich, nach Gelegenheit des Landes, auch wohl recht auf den Mund, und erzeigen sich sonst mit Worten und Gebärden Freundschaft, die sie vor langer oder kurzer Zeit gewünscht haben einander zu erzeigen.“

Ueber das Küssen beim Tanzen giebt uns der schlesische Ritter Hans von Schweinichen Kunde, der den Herzog Heinrich XI. von Liegnitz auf seinen abenteuerlichen Fahrten begleitete und dabei auch 1582 einer Geschlechter-Hochzeit in Augsburg beiwohnte. „Sonsten ist der Brauch,“ schreibt er in seinem Taschenbuch, „daß allemal zwei Personen, so lange rote Röcke mit weißen Kermeln anhaben, vortanzen, und darf sonst keiner, er sei wer er wolle, einen Tanz anfangen. Es tanzen also die zwei vortanzen und sobald sie sich drehen, so mögen sich die, so nachtanzen, auch verlehren, und wenn sie sich miteinander im Tanze herzen, so mag der Junggefelle die Jungfrau auch herzen. Es werden die gemeldeten Vortänzer oft mit Geld bestochen, daß sie einander in einem Reigen eiliche Male herzen, damit nur der Junggefelle die Jungfrau desto öfter herzen kann; wie ich ihnen selbst also gethan.“

Trug man in dem Vortanz immerhin eine gemessene Würde zur Schau, so bewegte man sich in dem nachfolgenden Nachtanzen um so ungebundener. Der schon genannte badische Rat Johann von Münster sagt von dem Nachtanzen, wie er in bürgerlichen Kreisen üblich war: „In diesem gehet es etwas unordentlichlicher zu, als in dem vorigen. Denn hier wird des Laufens, Tummelns, Handdrückens, heimlichen Anstößens, Springens und bäuerischen Rufens und anderer ungebührlicher Dinge, die ich ehrenhalber verschweige, nicht geschont, bis der Pfeifer die Leute, die wohl gern, wenn sie könnten, einen ganzen Tag also tollerweise zusammenlieffen, durch sein Stillschweigen geschieden hat.“

Hatte der Tänzer die Tänzerin auf ihren Platz zurückgeführt, dann war es ihm gestattet, sich auf ihren Schoß zu setzen. Auch hierfür ist Johann von Münster unser Gewährsmann. „Wenn aber der Tanz zu Ende gelaufen ist,“ berichtet er, „bringt der Tänzer die Tänzerin wieder an ihren Ort, da er sie hergenommen hat, mit voriger Reuerenz, nimmt Urlaub oder bleibet auch wohl auf ihrem Schoß sitzen und redet mit ihr, dazu er durch den Tanz sehr gute und keine bessere Gelegenheit hat finden mögen.“

Als eine Forderung des Anstandes galt es, daß die Tänzer den Mantel umbehielten. Da aber um die Mitte des 17. Jahrhunderts gegen diese Sitte vielfach geklagt wurde, so erließ der Regensburger Rat wiederholt Strafverordnungen, als er in Erfahrung gebracht hatte, „daß ihrer viele von den Mannspersonen nach althergebrachter Observanz weder zu den Ehren noch andren gemeinen Tänzen den Mantel mehr umbehalten, ja wohl gar einige, gleichsam zum Spott allerhand Anziemlichkeiten damit treiben und die Mäntel bald um den einen Arm zu schlingen, bald von den Schultern völlig ab- und rings um den Leib gewickelt zu nehmen, sich nicht entblößen.“

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam eine Tanzweise auf, bei der sich Tänzer und Tänzerinnen verdrehen, wie man es zur Zeit bezeichnete, und die als der Ursprung des späteren Walzers

zu betrachten ist. Sie wurde schnell beliebt, fand aber als Neuerung nicht den Beifall der wohlthätigen Behörden, die ihr deshalb durch Verbote zu steuern suchten. So heißt es in einer Dresdner Hochzeitsverordnung vom Jahre 1595: „Die Mahlzeiten sind so zu halten, daß man gegen Abend um 8 Uhr spätestens zum Tische komme und allda eilliche Ehren tänze züchtig und ohne Heppigkeit des Verdrehens, Einpringens und Hin- und Widerlaufens auf Zeit und Maß thun und halten kann. Wie denn auch hierfür die Frauen und Jungfrauen wie von Alters bei den Armen und nicht bei den Händen vom und zum Tanz geführt werden sollen, was derjenige, der die Hochzeit ausrichtet, anbefehlen soll.“ Noch strenger ist eine Verordnung der Stadt Belgern vom Jahre 1572, die besagt: „Frauen und Jungfrauen sollen sich züchtig und ehrbar am Tische zeigen, und die Mannspersonen sich des Verdrehens und anderer dergleichen Leichtfertigkeit enthalten. Welcher Mann oder Gesell, Frauen oder Jungfrauen über dies Verbot und des Stadtdieners vorgehende Verwarnung unbedeudener Weise verdröhen wird, der soll alsbald gefänglich eingezogen und darüber vom Rat jedesmal und so oft es geschieht, um 20 Groschen gestraft werden.“ Aus dem Eroberungszug, den die Fortsetzung des Verdrehens, der Walzer, durch die ganze Welt gehalten hat, ersieht man am besten, wie wenig Polizeiverordnungen schon in früherer Zeit nützten. Allerdings hatten das Verdrehen und später noch lange der Walzer mit Vorurteilen zu kämpfen. Gräfin Genlis, eine Hofmeisterin der Königin von Frankreich, kritisierte ihn mit den scharfen Worten: „Ein junges Mädchen, leicht gekleidet, sich in die Arme eines jungen Menschen werfend, der sie an seine Brust drückt und sie mit solcher Festigkeit fort-reißt, daß sie bald ein heftiges Schlagen ihres Herzens fühlt und daß ihr bestrizt der stopf wirbelt; das ist das, was man Walzer nennt.“

E. L. Franzen.

Kleines feuilleton.

1. „Morgen wird gefegt!“ Welche Berliner Hausfrau kennt nicht diesen Ruf, mit dem sich der Schornsteinfeger für den nächsten Tag anzukündigen pflegt, und welche Hausfrau hätte nicht beim Ertonen dieses Rufes verzweifelt die Hände zusammengeschlagen und gesagt: Schon wieder?

Der schwarze Mann ist ein ungern gesehener Gast. Merk-würdigerweise! Niemand möchte in seiner Küche oder Stube Rauch von verstopften Schornsteinen oder noch schlimmere Gerüche haben, die Hausfrau schimpft, wenn die Maschine nicht zieht, weil Rauch im Abzug liegt, aber sie schimpft noch mehr, wenn der Schornsteinfeger kommt und noch viel mehr, — wenn er geht. Allerdings, die Glacehandschuhe, die Meister Kaminsfeger trägt, sind nicht ganz echt gefärbt und hinterlassen auf den weißen Wänden und andren hellen Stellen, Thüren usw. oft eine sehr deutliche Bistientenart. Zudem hat der Schornsteinfeger oder vielmehr die Hausfrau gewöhnlich Pech: das bringt die Schwärze so mit sich. Der schwarze Mann stellt sich mit unsehbarer Sicherheit ein, wenn tags zuvor groß Meinemachen gewesen und in der Küche alles schön blizeblant geputzt worden ist. Das ist unangenehm, denn Mutter hat die ganze Arbeit umsonst gehabt. Oder der Schwarze kommt, wenn Wäsche gewaschen wurde und in der Küche zum Trocknen hängt. Gott ja, es soll ja nicht sein! Aber man kann doch nicht wegen der paar Stücke immerzu in die Waschküche laufen und die Kinder brauchen doch so viel!

Da stellt sich dem zum Entsetzen der Schornsteinfeger ein. Schon ehe er in die Wohnung kommt, macht sich sein Wirken im Hause durch ein eigentümliches Schurren, Krachen und Klöpfen bemerkbar. Und mit einem Male sieht Mutter in der Küche: „Herzesh! da fliehet ja der ganze Rauch umher! Na, Lotte, Lise, man schnell die Wäsche runter!“ Und sink greifen sechs Hände zu, die weißen, noch nassen Schätze vor den Spuren des Anschwärmens zu retten.

Unter solchen Umständen ist der Schornsteinfeger natürlich überall mitwillkommen und man sucht ihm unter tausend Vorwänden den Zutritt zur Wohnung freitig zu machen.

„Ne, heute is nich netig; je war'n ja man erst da!“ wird ihm an einer Thür geantwortet. „Ich mache mir meine Maschine alleine sauber,“ heißt es an einer andern Stelle. An der dritten Wohnung stößt eine zarte Stimme: „Wir kochen mit Gas!“ Und eine Treppe höher wird dem Schwarzen die Thür barsch vor der Nase zugeschlagen und eine Flut von Hornesworten ergießt sich hinter der Thür. Thema: „Das sollte mir fehlen, mir von Ihnen die Wohnung dreidig machen zu lassen! Sie machen sie mer doch nich wieder reene, Sie Schmutzfilz Sie.“ In dieser Tonart geht es eine Viertelstunde weiter, trotzdem der Urheber alles Uebels bereits ganz wo anders ist.

Von mir hat einmal eine alte Mieterin allen Ernstes Schadensersatz verlangt, weil ihr der Schornsteinfeger die ganze Küche vollgerußt hätte. Sie könne sich das nicht allein reine machen und müßte jemand dazu annehmen. Die alte Dame war etwas wunderlich, aber es giebt Menschen in jedem Berliner Hause, die nervös werden, wenn der Ruf erschallt: „Morgen wird gefegt!“

h. Bibel und Babel. Etwa vor Jahresfrist hat der Berliner Universitätsprofessor und Direktor bei den kgl. Museen Delitzsch im Anschluß an einen Vortrag eine Broschüre unter dem Titel „Bibel und Babel“ erscheinen lassen, in der er den Nachweis zu führen suchte, daß alle israelitische Kultur, Religion und Sitte von

den Babyloniern entlehnt sei. Seine Schrift hatte großes Aufsehen erregt und zu heftigen Kontroversen auf Seiten der orthodoxen Theologen Veranlassung gegeben. Weitere Beweise für die Wichtigkeit seiner Theorie brachte Professor Delitzsch in einem neuen Vortrage bei, den er am Montagabend in der Sing-Ademie hielt.

Delitzsch hatte u. a. in seinem ersten Vortrage angedeutet, daß bereits um 2250 v. Chr. in Babylon ein vollständig geordnet Rechtsstaat existiert habe, wo das bürgerliche Gesetz bis ins einzelne fixiert war. Was er damals nur aus kleinen Merkmalen schließen konnte, ist jetzt bewiesen, das Gesetzbuch ist von einem französischen Forscher im Original, auf einem Felsen in Keilschrift eingegraben, gefunden worden. Die Gesetze sind dem mosaischen sehr ähnlich. Unehrerbietung gegen die Eltern, falsches Zeugnis wider den Nächsten, Trachten nach fremdem Gut wird sehr streng, meist mit dem Tode bestraft. Dies Gesetzbuch im Verein mit andren Dokumenten zeigen, daß die hebräische Sittenlehre nicht aus sich selbst entstanden, sondern zum großen Teil aus der Kultur andrer Völker geschöpft ist. Auch der Jehovah-Begriff findet sich bereits bei den Babyloniern, deren höchstes Wesen als „Jahu“ verehrt worden ist. Mit außerordentlicher Schärfe wandte sich der Vortragende gegen die strenggläubigen Theologen, die für die Vielgötterei der Babyloniern nur Spott und Hohn übrig haben. Dieser Spott sei genau so wenig angebracht wie etwa ein Spott auf die Götter Homers. Die Verehrung der Gottheit in Bildern von Stein und Holz brauche man gewiß nicht zu beschönigen, aber, wenn die biblische Schöpfungsgeschichte den Menschen nach Gottes Ebenbild geschaffen sein läßt, so dürfe man sich nicht darüber wundern, daß die Babyloniern sich die Gottheit unter dem Bilde des Menschen darstellten. Den Spott auf ihre Götzen könnten die Babyloniern zur guten Hälfte auf die katholische Kirche und die jüdische Religion abwälzen. Im allgemeinen waren die Babyloniern ein verhältnismäßig hoch entwickeltes Volk; gewiß waren sie mitunter grausam, aber auch andre Völker haben ja Ströme unschuldigen Blutes vergossen. In Bezug auf Recht und Gerechtigkeit, auf Nächstenliebe und Barmherzigkeit konnten sie es getroßt mit den Israeliten aufnehmen und die Stellung der Frau war bei ihnen eine weit höhere und geachtete als in Israel, wo die Frau bekanntlich Eigentum der Eltern und später Eigentum des Mannes blieb und lediglich als eine schätzbare Arbeitskraft betrachtet wurde. Der Vortragende schloß seine interessanten, durch eine Reihe von Lichtbildern erläuterten Ausführungen mit der Mahnung, von überlebten Dogmen abzulassen und auch in der theologischen Wissenschaft nur die Erkenntnis der Wahrheit im Auge zu behalten.

Einen Mißton in seinen im übrigen rein wissenschaftlichen Vortrag brachte Delitzsch, als er, in der offenkundigen Absicht, dem antwortenden Kaiserpaare zu Munde zu reden, ohne jeden Anlaß auf die Krupp-Affaire anspielte. Im babylonischen Gesetzbuch findet sich nämlich die Bestimmung, daß, wenn jemand als Zeuge Lügen ausspricht und seine Aussage nicht beweisen kann, er, falls dabei das Leben des anderen auf dem Spiele steht, mit dem Tode bestraft werden kann. Bei dieser Bestimmung, meinte der Redner, müsse man unwillkürlich an die „Schmach des vergangenen November“ denken. Eine echt professorale Geschmacklosigkeit, auf die einzugehen nicht der Mühe lohnt, da sie sich von selbst richtet.

— Fischein und Walrat. Wir lesen in der Wochenschrift „Nerthus“ (Altona-Ottensen. Chr. Adolff): Fischein und Walrat sind unbedingt die kostbarsten Produkte der Walfisch-Industrie. Mit dem Rückgange der Walfischjagden hängt es zusammen, wenn die Preise für diese beiden Produkte in den letzten Jahren enorm in die Höhe gegangen sind. Das beste Fischein liefern der „Grönlandswal“ und der „Nordfaper“. Der erstere soll in den letzten Jahren von norwegischen Walfischfängern überhaupt nicht mehr ge-fahren worden sein, und der Nordfaper wurde im Jahre 1891 nur noch in circa 10 Exemplaren auf Island an norwegische Walfstationen angebracht. Dann hat man von den Jagd eines solchen Wales nichts mehr erfahren. Im November 1899 wurde das Kilo Warten des Grönlandwales mit 28 M. und des Südseewales mit 20 M. bezahlt. Der eigentliche Walfang beschränkt sich heute nur noch auf das Nordren der Kirchenwale (Blau-, Fim-, Knöl- und Seiwale) und ist nur möglich unter Anwendung der nach Art eines Torpedos abgeschossenen Harpune, die mit Sprengstoffen versehen ist. Die Kirchenwale liefern ein weniger wertvolles Fischein als die vorher genannten Wale, weshalb es im Handel auch einen geringeren Preis bedingt. Letzterer schwankt zwischen 400—1800 M. pro 1000 Kilogramm. Am teuersten werden immerhin noch die Warten des Seiwales bezahlt (1000 Kilogramm = 1800 M.); dann folgen im Preise die Fimwalarten (1000 Kilogramm = 800 M.) und zuletzt die Knölwalarten (1000 Kilogramm = 400 M.). Deutschland zählt zur Zeit 16 Fabriken, die sich mit der Verarbeitung von Fischein befassen; davon entfallen auf Berlin 6, auf Augsburg und Köln je 2, auf Altona, Frankfurt a. M., Harburg, Leipzig, Neudietendorf und Straßburg je 1.

Walrat wird von dem „Pottwal“ gewonnen; das Vorkommen dieses Wales ist auf die südlichen Gewässer um den Äquator herum beschränkt. Jedoch liefert nicht allein dieser Wal das kostbare Öl, sondern auch die norwegischen Schnabelwale, die Vottlenose, liefern Walrat, und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß von Nordwegen aus der amerikanischen und japanischen Walrat-Industrie Konkurrenz erwachsen wird. Die Jagd auf die Vottlenose hat sich in den letzten Jahren bedeutend gesteigert und wird unausbleiblich auch den Untergang dieser für die Walratgewinnung in Frage kommenden

Wale heraufbeschwören. Was ist denn nun Walrat, und wozu wird es verwandt? Im lebenden Tiere bildet Walrat eine helle ölige Flüssigkeit, namentlich im Kopfe der Tiere in größerer Menge, kommt aber auch im ganzen Körper vor. Bei der Verarbeitung der Walradaver auf Tran geht das Del zunächst mit in den Tran hinüber. Damit ist es jedoch nicht verloren; im Gegenteil ist die Scheidung leicht wieder herbeigeführt. Man läßt den Tran in der Kälte stehen; dann scheidet sich bald das Walrat als feiner Teil von dem flüssig bleibenden Spermaceti-Del ab und erscheint nach entsprechender Reinigung in schönen, glänzenden, weißen, blättrig-kristallinen Massen. Die exportierenden Firmen befinden sich in New-Bedford (Massachusetts), sowie Tokyo. Der Handel geht über London. Von dort her beziehen unsere Apotheken und Seifenfabrikanten das Walrat, und zwar durch Vermittelung des Großhandels in circa 30 Kilogramm schweren Blöcken im Werte von 16 bis 18 Dollar (circa 70 M.) Das Walrat wird als Zusatz zu feineren Seifen und Kerzen verwandt; in Apotheken gebraucht man es zur Herstellung von Cold cream. —

Litterarisches.

e. k. „Sommerpiel“. Novelle von Sven Lange. München. Albert Langen. — Im herrlichen Oeresund spielt die Geschichte. In einer der reizend in Gärten gelegenen Strandvillen wohnt ein Gutsbesitzer mit seiner jungen Frau. Beide sind erst seit einem halben Jahre verheiratet. Ihr Verkehr beschränkt sich auf einen Baron, der, abhold der diplomatischen Karriere, für die er sich einst vorbereitet hatte, hier ein beschauliches Junggesellendasein führt. Die Frau und er kennen sich von Kinderzeiten her. Nichts bestand je zwischen ihnen, als aufrichtige Freundschaft. Dies Verhältnis bleibt auch so. Dann sind ein Kopenhagener Großhändler mit seiner Frau als Nachbarn dazu gekommen. Seit zehn Jahren sind die verheiratet. Der Mann ist ein phlegmatischer Philister, die Frau ebenfalls nüchtern. Obwohl noch eine hübsche Frau, regt sie sich nicht sonderlich auf, als sie vernimmt, daß ihr Mann sie während ihrer ganzen Ehe mit einer Geliebten betrogen hat. Dennoch hehnt sie sich auch nach kurzweil mit einem andren Mann. Die Gutsbesitzer wieder, die sich vor der Ehe nicht gekannt haben, sind eigentlich über sich selber und ihr gegenseitiges Seelenverhältnis zu einander noch völlig unklar. Sie haben sich zwar sehr lieb, aber sie lebten bis jetzt neben einander, ohne dies ihr Innerstes zu ergründen. Es ist was Fremdes zwischen ihnen. Der Mann kann nicht die Frau, diese wieder den geliebten Mann nicht begreifen. Zur Aussprache kommen sie nie darüber. Und so langweilt sich der Mann, und weil er mehr und mehr von der Idee beherrscht wird, daß seine Frau nicht zu ihm passe, so guckt er nach andren Frauen aus. In der Großhändlersgattin hofft er sein und diese ihr Ideal gefunden zu haben. Die junge Frau hingegen, die sich von ihrem Gatten vernachlässigt wähnt und eifersüchtig aus Liebe jede Regung wie jeden seiner Schritte heimlich beobachtet, wendet sich nun verzweifelt dem Jugendfreunde zu. Somit gäbe es ein dreipaariges Reigungsverhältnis (erstes Paar: der Großhändler und seine Kopenhagener Geliebte; zweites Paar: dessen Gattin und der Gutsbesitzer; drittes Paar: die Frau des letzteren und der Baron) — wenn nur nicht der springende Moment der Enttäuschung käme. Sie passen doch wirklich nicht zu einander; Liebe hat keins gesucht und findet sie nicht, als es darauf ankommen soll. Das Gutsbesitzer-Ehepaar hat den besten Gewinn. Beide haben sich jetzt nach ihrem Werte erkannt und werden von nun an glücklich leben, denn sie fanden sich in ihrem tiefsten Wesen.

Mit der Kennerschaft des menschlichen Wesens maßt Lange eine in ihrer Art vortreffliche Strandbildhülle. Klarheit und sommerliche Schönheit liegt darüber ausgebreitet, wie über dem Sande und seiner Uferumgebung. —

Technisches.

gr. Neue Straßenbahn-Bremse. Zur Erreichung einer möglichst großen Sicherheit im Straßenbahn-Verkehr kommt die Anwendung einer recht schnell und energisch wirkenden Bremsvorrichtung in Betracht. Die bisher benutzten Bremsen, die sogenannten Radkloßbremsen, können nun diese Wirkung nur nach einem immerhin ziemlich langen Bremsweg herbeiführen. Bei diesen Bremsen kann man eben nur auf die rotierenden Teile des Wagens durch das Bremsen diejenige verzögernde Kraft übertragen, die der Adhäsion (Zusammenhangskraft zweier sich berührender Körper) zwischen Rädern und Schienen entspricht. Es läßt sich daher leicht berechnen, welchen Bremsweg ein mit Radkloßbremsen ausgerüsteter Straßenbahnwagen bei gegebenen Faktoren benötigt. Führt ein Wagen mit einer stündlichen Geschwindigkeit von 25 Kilometer, so wird er mit Radkloßbremsen unter normalen Verhältnissen auf schlüpfrigem Geleise nur auf 24 Meter zum Stillstande gebracht werden können; sind die Geleise trocken, so wird der Bremsweg 12 Meter und bei mit Sand bestreuten Schienen 8 Meter betragen. Um hier besserer Resultate zu erzielen, verdient ein Bremsystem Beachtung, das sich in Amerika bereits bewährt hat und das sich als auf die Schienen wirkender Bremsfuß darstellt. Denkt man sich zwischen den Rädern der Straßenbahnwagen mittels Federn Bremsfüße so aufgehängt, daß sie als hülsenförmige Magnete, die vom Führer mittels elektrischer Energie erregt werden, über den Schienen schweben, so ist leicht einzusehen, daß man durch Erregung die Magnetschuhe schnell auf die Schienen pressen kann. Die auf den Schienen während des Bremsens

gleitenden Schuhe sind nun so eingerichtet, daß sie austauschbar sind, und da sie aus weichem Stahl bestehen, so findet eine nehmenswerte Abnutzung der teureren Geleise nicht statt, während der Ersatz der verbrauchten Schienenfüße keinerlei Schwierigkeiten bietet. Mittels Hebelübertragung steht aber jeder Bremsfuß noch mit zwei Radklößen in Verbindung, die während der Erregung der elektromagnetischen Bremsfuß-Vorrichtung gegen die Radbandagen gepreßt werden. Man erreicht also den gewöhnlichen Bremsseffekt auch bei diesen Bremsen, aber diese Wirkung auf die Räder kommt nur zur Unterstützung der Gleisfußbremse in Betracht. Hat der Führer den Kontroller für elektrische Bremsung auf die Bremsstellung gebracht, so wird der von den Motoren, die während des Bremsvorganges als Stromerzeuger arbeiten, gelieferte Strom um den Eisenkern jedes Bremsfußes geleitet, dadurch erregt und mit magnetischer Kraft gegen die Eisenbahnschienen gepreßt. Nunmehr tritt die gleitende Reibung zwischen Schienenfuß des gebremsten Wagens und dem Geleise ein; dadurch erfährt der Schuh einen horizontalen Druck, der entgegengesetzt zur Fahrtrichtung wirkt und sich auch auf die Radkloßbremsen überträgt. Die Wirkung dieser Bremse setzt zuerst langsam ein, da sie erst im Laufe des Bremsweges zur vollen Wirksamkeit kommt, weil ja die Bremswirkung mit abnehmender Geschwindigkeit bedeutend wächst. Die Bremsung erfolgt demnach mit dieser Bremse verhältnismäßig stoßfrei.

Besser als alle Betrachtungen werden die praktischen Resultate die Wirkung dieser Geleisfuß-Bremse im Vergleich zu den gewöhnlichen Radkloß-Bremsen vor Augen führen. Da die Wirkung der hier in Frage stehenden Bremse nicht durch die Adhäsion begrenzt ist, so kann man bei 25 Kilometer Fahrgehwwindigkeit pro Stunde bei nassen Schienen leicht einen Bremsweg von nur 13 Meter, bei trockenen Geleisen einen solchen von nur 6 Meter und bei sandigen Schienen sogar nur einen Bremsweg von vier Meter erreichen, so daß man also doppelt so günstige Bremswirkungen erzielt. Bei den gewöhnlichen Radkloß-Bremsen kommt noch der Uebelstand in Frage, daß der Führer meist im Augenblicke der Gefahr durch zu schnelles Bremsen die Räder festbremst; dann gleitet der Wagen mit verminderter Bremswirkung; befindet er sich gerade im Gefälle, so ist er selten zum Stehen zu bringen und kommt oft zur Entgleisung. —

Humoristisches.

Spöttisch. Herr: „Ach, gnädige Frau, glauben Sie mir die Liebe, die Sie vor fünf Jahren in meinem Herzen angezündet, glimmt immer noch fort!“

Dame: „Da sind Sie ja der reinste Glimmstengel.“ —

— Das kennt man. Anna: „Du mein Schatz ist ein Gebildeter, er schreibt sogar in Berlin!“

Gertrud: „Laß Dich nur nicht auf das ein, da heißt es dann stets: „Durst und Durst und Durst und Durst!“ —

— Mißverstanden. Frau (zum Kleidergeschäfts-Inhaber, eine alte zerrissene Kinderjoppe vorzeigend): „I tät bitten, daß Sie mir jetzt die Joppen gegen a größere umtauschen. Mei Seppl is draus g'wachs'n, und wia i 's vor zwei Jahr'n kauft hab', hab'n S' doch g'sagt, wem's mei'm Seppl j'klein wär, dürft' i's umtauschen.“ — (Meggendorfer Blätter.)

Notizen.

— „Der reine Mann“, ein neues Lustspiel von Felix Dürmann erlebt am 24. Januar im Neuen Theater die Erstaufführung. —

— Willy Peters vom Lessing-Theater ist auf mehrere Jahre als Regisseur und Darsteller für das Residenz-Theater verpflichtet worden. —

— Für die Hamburger Kunsthalle ist der Altar der Stadtkirche zu Grabow für 65 000 M. angekauft worden. Der Altar ist eines der Hauptwerke des Meisters Vertram, der in den Jahren 1357—1415 in Hamburg arbeitete. —

— In der Berliner Gesellschaft für Anthropologie wird Sonnabend Herr Hilprecht über die babylonischen Ausgrabungen der Amerikaner im Bel-Tempel zu Nippur sprechen. —

t. Das neue afrikanische Säugetier, das Dlapi, dessen Entdeckung vor zwei Jahren so großes Aufsehen erregte, ist seitdem zwar besser bekannt geworden, aber doch nur in ganz wenigen Exemplaren. Aus diesem Grunde ist der Expedition, die zur Feststellung der Grenze zwischen Uganda und Deutsch-Ostafrika am Semliki-Fluß von der englischen Regierung abgesandt worden ist, ein Naturforscher beigegeben, der in den großen Semliki-Wäldern nach dem Dlapi suchen soll. —

— Die „Freie Vereinigung von Amateur-Photographen in Hamburg“ wird vom 8. bis 22. März 1903 eine kunstphotographische Ausstellung veranstalten. Alle Amateur-Photographen Europas sind zugelassen, sofern deren Werke den Ausstellungs-Bestimmungen entsprechen. An Auszeichnungen werden verliehen: goldene, silberne und bronzene Vereinsmedaillen, sowie Ehrenpreise im Werte von 2000 Mark. Das Sekretariat der Ausstellung befindet sich Pferdemarkt 87 in Hamburg. —